

Predigt über Hiob 14,1-17

Ein Mensch, vom Weibe geboren, kurz an Tagen, satt an Unrast, wie eine Blume schießt er auf und welkt, flieht wie ein Schatten und hat keinen Bestand; und über dem hältst du dein Auge auf, bringst mich vor dir ins Gericht! Wer gäbe es, dass aus Unreinem Reines kommt! Nicht eins! Wenn seine Tage festgelegt sind, die Zahl seiner Monde bei dir, hast du die Schranke ihm zugeteilt, die er nicht überschreiten kann – dann blick doch weg von ihm, dass er aussetzen, dass er wie ein Tagelöhner sich seines Tages freuen kann! Ja, für den Baum gibt es Hoffnung: wird er abgehauen, er kann sich erneuern, sein Schößling setzt nicht aus; altert in der Erde seine Wurzel, stirbt im Staub sein Stumpf ab, vom Duft des Wassers sprosst er, treibt Gezweig wie eine junge Pflanze. Der Mensch aber stirbt, wird schwach, scheiden muß der Mensch – und wo ist er dann? Mögen Wasser aus dem See verfließen, mag vertrocknen, versiegen der Strom: der Mensch liegt und steht nicht mehr auf, bis kein Himmel ist, erwachen die nicht, rütteln sich aus ihrem Schläfe nicht auf. Wer gäbe es, du verwahrtest mich im Totenreich, verstecktest mich, bis sich abkehrt dein Zorn, setztest mir eine Schranke, aber dann gedächtest du mein! Stirbt ein Mann, lebt er wieder auf? Alle Tage meines Dienstes wollte ich harren, bis meine Ablösung käme: du rufst, und ich, ich antworte dir, nach dem Werk deiner Hände hast du dich gesehnt. Wenn du auch jetzt meine Schritte zählst, du beachtest dann meine Sünde nicht mehr, meine Abtrünnigkeit ist in einem Bündel versiegelt, überklebt hast du meine Verfehlung.

Lass mich doch einfach in Ruhe, lass mich doch endlich in Ruhe – das ist die stöhnende, die seufzende Aufforderung, die der Dichter an Gott richtet. Ein Mensch voller Unruhe sehnt sich nach Ruhe, ein Mensch voller Unrast möchte endlich rasten, möchte Feierabend haben – wie ein Tagelöhner, der hart gearbeitet hat, abends nicht nur seinen Lohn bekommt, sondern endlich ausruhen, rasten, sich seines Tages, seines Lebens freuen kann. Der Dichter wünscht sich, dass Gott ihn nicht beachtet: blick doch weg!

Es mag sein, es wird so sein, dass er da an das Werk eines anderen Dichters denkt. In Psalm 8 heißt es: Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast: Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst? Beim Psalmdichter ist das ein staunender Ausruf, voller Bewunderung und Verwunderung, voll Dank. Das, findet er, ist das Große, das Großartige an diesem Gott, dessen Name bedeutet: ich werde da sein, mit euch sein, dass er mitten in einem unübersehbar großen Kosmos sich nun gerade dieses kleinen Menschen annimmt. Dafür preist er diesen Gott: wie herrlich ist dein Name!

Der Dichter des Hiobbuchs aber wendet diesen staunende Lobpreis ins Sarkastische: was ist so ein kleiner Mensch denn schon, dass du dich dermaßen seiner annimmst? Dass du dir die Mühe machst, ihn ins Gericht zu ziehen? Zuviel der Ehre, der Aufmerksamkeit, der Würdigung! Er lebt doch ohnehin nicht lang, kurz an Tagen. Wie eine Blume blüht er auf, aber dann welkt er auch schon oder, in einem anderen Bild: es handelt sich um eine flüchtige Erscheinung – wie ein Schatten, ohne Substanz, ohne Bestand. Außerdem ist doch vom Menschen nichts Großes oder Gutes zu erwarten, nicht viel bei ihm zu holen: aus diesem unreinen Gemisch kommt nichts Reines. Ähnliches hat der Philosoph Immanuel Kant beobachtet: Was aus einem krummem Holz geschnitzt wird, kann nie ganz gerade werden. Darum: lass mich doch einfach in Ruhe! Blick weg!

Macht Glauben glücklich?, fragt unsere Landeskirche gerade. Diese Frage würde unser Dichter ganz entschieden verneinen. Und er hält, wie wir hörten, auch nichts von dem, was man im

Theologenjargon natürliche Theologie nennt, die in unseren Tagen in unserer Kirche höchst beliebt ist, eifrig gepredigt wird: als müsse man bloß in die Natur blicken, um sofort zu sehen, dass es sich um die Schöpfung eines uns liebenden Gottes handelt; als sei auch die Botschaft von der Auferweckung der Toten die natürlichste Sache der Welt, in jedem Frühling vor aller Augen zu sehen, im kleinen Vorgarten wie im großen Tiergarten: wie da aus kahlen, abgestorbenen Bäumen, auch aus krummem Holz, wieder frisches Grün sprießt. Ach ja, sagt der Dichter, mit den Bäumen ist das so. Sogar wenn ein Baum nicht nur winterlich kahl ist, sondern gefällt wurde, sprießt aus dem Baumstumpf wieder was hervor, möglicherweise auch dann, wenn seine Wurzel in der Erde schon altgeworden ist, der Stumpf schon gestorben: allein der Duft von Wasser, sagt der Dichter, bringt neues Leben hervor. Doch mit dem Menschen ist es nicht so. Der Mensch stirbt und ist dann kraftlos, ohne Lebenskräfte und Lebensäfte; der Mensch, der gefällt wurde, liegt und steht nicht wieder auf: die Toten erwachen nicht, rütteln sich aus ihrem Schlaf nicht auf.

Ist diese Aussicht für den Dichter ein Trost, ist das die Ruhe, der Feierabend, nach dem er sich sehnt? Der große, der wie der Hiobdichter verzweifelt sarkastische Liedermacher Georg Kreisler sagte auf die Frage, ob er an ein Leben nach dem Tod glaube: also so pessimistisch bin ich nun auch wieder nicht. Oder ist diese scharfe und harte Betonung – der steht nicht mehr auf – ein Beleg, ein Zeichen für die völlige Vergeblichkeit all seines Tuns, die Sinnlosigkeit des Lebens: der Mensch ist wie eine Blume, die aufblüht und dann verwelkt?

Das Buch Hiob ist das Buch eines Gequälten – das klingt auch hier an, wenn das Ich dieses Lieds davon spricht, von Gott vor Gericht gezogen zu sein: Hiob betrachtet sein Leid als Strafe Gottes, auch wenn er darauf besteht, zu Unrecht bestraft zu werden. Doch speziell unser Text ist doch vor allem das Zeugnis einer großen, einer tiefen Müdigkeit. Das Ich dieses Lieds ist des Lebens müde, ist auch Gottes müde und bleibt doch schlaflos, ist voller Unruhe, satt an Unrast. Denn es ist ja keine natürliche, keine kreatürliche Müdigkeit: wie ein Mensch, auch ein Tagelöhner nach getaner Arbeit, nach großer Anstrengung rechtschaffen müde ist. Es handelt sich um die Müdigkeit des Erwählten. Das Buch Hiob ist nicht nur, aber vor allem im 20. Jahrhundert gedeutet worden als ein dichterisches Portrait des jüdischen Volkes: in seinem Leiden und in seinem Protest gegen dies Leiden, auch in seinem zähen, hartnäckigen Festhalten an Gott – trotz alledem. Das gilt auch für dieses Lied, das in Du-Form geschrieben ist: der Dichter redet heftig auf den Gott ein, von dem er doch in Ruhe gelassen, nicht beachtet werden will: Blick weg. Gerade in dieser Aufforderung hören wir die Stimme Israels: dieses Volk hat schon in der Bibel versucht, die Last der Erwählung loszuwerden, wollte ein Volk wie alle anderen sein. Das ist ihm nie gelungen und einzelnen Juden und Jüdinnen meist auch nicht, bis auf den heutigen Tag.

Doch nicht nur die Stimme Israels hören wir in dieser großen Müdigkeit, die doch voll Unruhe und Unrast ist, auch unsere eigene: die Müdigkeit der Erwählten gibt es ja auch unter Christen. Unserer Kirche, vielen von uns fällt es schwer, sich das einzugestehen: dass es uns an Spannkraft fehlt, jedenfalls immer wieder fehlt, die Hoffnungen, die die biblischen Verheißungen in uns geweckt haben, festzuhalten, durchzuhalten. Wir versuchen, diese Müdigkeit durch etwas forcierte Munterkeit zu überspielen – und verweigern so die Solidarität, verlieren auch schlicht den Kontakt mit unseren Zeitgenossen, die unter dieser Müdigkeit leiden, auch unter der ursprünglich vom Evangelium hervorgerufenen Unruhe, sich aber gerade darin von unserer Kirche und ihrem munteren, aber flachen und banalen Reden nicht verstanden fühlen, vielleicht auch die Verdrängung spüren und dann, daraufhin der Resignation oder dem Zynismus verfallen, zerstörerisch für sich selbst und für andere.

Junge Leute werden müde und matt, heißt es im Buch Jesaja – junge Leute, die doch so etwas wie der Inbegriff von Frische und Kraft, auch Spannkraft sind, die überdies für Zukunft und Hoffnung stehen. Jesaja fährt fort: die aber auf den HERRN harren, kriegen neue Kraft, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden. Auf den HERRN harren – das ist erkennbar etwas anderes, als so zu tun, als ob wir ihn besitzen.

Gewiss gehört der Dichter dieses Lieds zu denen, die des HERRN harren. Und am Ende klingt er auch so, als habe er neue Kraft gekriegt, wünscht sich nicht mehr – blick doch weg! –, von Gott endlich ignoriert zu werden, sondern wünscht sich auf einmal: dann gedächtest du mein; malt sich aus: du rufst, und ich antworte dir, nach dem Werk deiner Hände – also nach mir – hast du dich geseht. Diese Sehnsucht Gottes ist selbst Gegenstand der Sehnsucht dieses Dichters. Übersehen und außerachtgelassen ist dann nicht mehr das Ich dieses Lieds, sondern das, was es von Gott trennt: du beachtest dann meine Sünde nicht mehr, meine Abtrünnigkeit ist in einem Bündel versiegelt, überklebt hast du meine Verfehlung. Versiegelt, verklebt – das sind eindrückliche, eindringliche Bilder: meine Irrwege, meine irrigen und irren Wege werden nicht ungeschehen gemacht, aber sie werden neutralisiert, verlieren ihre Wirkung, ihre Zerstörungskraft.

Eine Ermutigung, uns und Gott unsere Müdigkeit einzugestehen, sie nicht munter und fröhlich zu überspielen und auch das, was uns von Gott trennt, nicht eigenmächtig selbst zu versiegeln und zu übertünchen, sondern das Gott zu überlassen. Harre des HERRN! Sei getrost und unverzagt und harre des HERRN!

Amen.